Stadtleben

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **12 (2005)**

Heft 138

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

STADTLEBEN

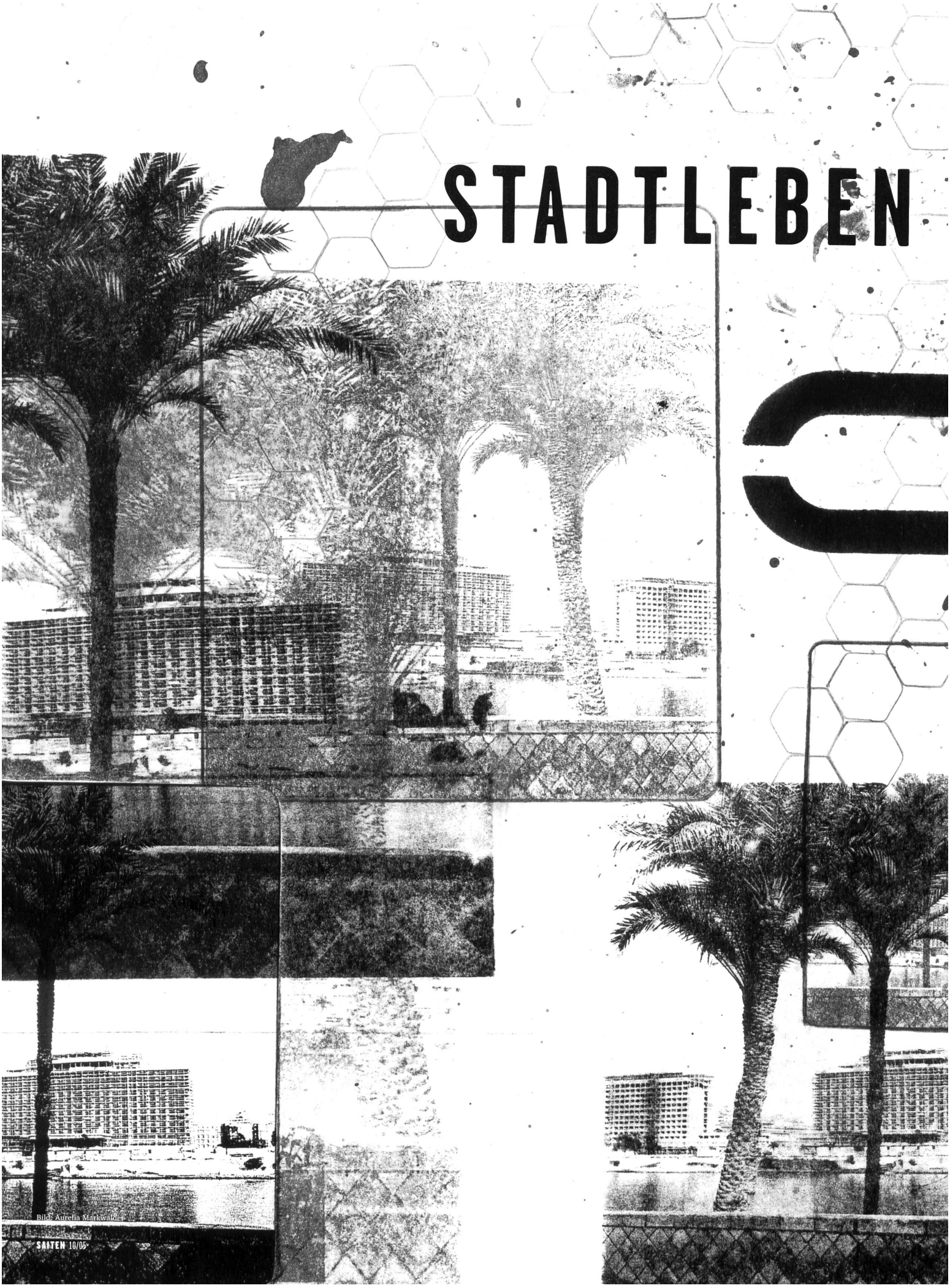


Bild: Aurelia Markwalder

AUGEN AUF UND DURCH

Im letzten Halbjahr richtete die Uni St.Gallen ein Seminar unter dem Titel «Cities & Creativity» aus. Dem Thema Stadt nimmt sich auch die Startwoche 2005 im Oktober an. Die studentischen Erkundungen sind ein möglicher Ausgangspunkt für neue Beziehungen zwischen der Uni und St.Gallen. Und für das Erblicken unsichtbarer Städte.

von Timon Beyes und Christoph Michels

Bist du in Fillide angekommen, blickst du gern auf die Vielfalt der Brücken, die, eine anders als die andere, über die Kanäle führen: buckelige, gedeckte, auf Pfeilern, auf Booten, hängende und mit durchgebrochenem Geländer; auf die Vielfalt der Fenster, die auf die Strasse gehen: doppelbogige, maurische, lanzettförmige, spitzbogige, darüber Lunetten oder Rosetten; auf die Vielfalt des Bodenbelags: Kieselsteine, Platten, Schotter, weisse und blaue Kacheln.

«Splügen», «Dreiweihern» oder «Peter und Paul»: Orte wie diese, so die gängige Annahme, werden vom Rosenberg aus kaum wahrgenommen. Man sagt, die Universität tue sich schwer mit dem zweiten Teil ihres Namens, mit St.Gallen. Allenfalls die Wege zum Bahnhof oder die Auffahrten zur A1 seien den HSG-lern vertraut, doch zu einem Zuhause werde die Stadt für die wenigsten von ihnen. Der relativ kurze Weg nach Zürich sei ein gern gehörtes Argument für den Studienstandort St.Gallen.

Das urbane Umfeld als blinder Fleck der Uni? Gewiss sähe das städtische Leben ohne die viereinhalbtausend Studentinnen und Studenten anders aus. Von akademischen Kongressen bis zu öffentlichen Vorlesungen existieren vielfältige Verbindungen. Dennoch: «Studentenstädtisches» wie frivol-schmierige Kneipen, Flugblätter, Hausbesetzungen, eine stärkere Teilnahme am öffentlichen, kulturellen, sozialen, politischen, wirtschaftlichen Leben fehlt. Dass St.Gallen eine wenn auch vergleichsweise kleine Universität beherbergt, fällt einem Flaneur nicht ohne weiteres ins Auge.

Dies ist schade, und wir sind überzeugt, dass gegenseitige Einmischung für Stadt und Universität ungeahnte Möglichkeiten birgt. Inspirierende und irritierendere Verhältnisse zwischen Stadt und Universität ergeben sich, wenn an den Bildern, die sie gegenseitig pflegen, gerüttelt wird. Für die HSG heisst das: die Stadt zum Thema machen.

Andere Räume

An jedem ihrer Punkte biete die Stadt dem Auge Überraschungen: ein Kapernbusch, der aus den Mauern der Festung spriesst, die Standbilder dreier Königinnen auf einem Sims, ein Zwiebelturm mit drei auf die Spitze gesteckten Zwiebelchen. «Wie glücklich, wer jeden Tag Fillide vor Augen hat und nie aufhört, all die Dinge zu sehen, die es enthält!» rufst du aus, voller Wehmut, die Stadt verlassen zu müssen, nachdem du sie nur eben mit deinem Blick gestreift.

Im HSG-Seminar «Cities and Creativity» des Lehrstuhls für Organisationspsychologie haben zehn Studierende genau das versucht. Die Vielfalt urbaner Räume zu erkunden, bislang unsichtbare Bilder der Stadt zu zeichnen. Sich von St.Gallen überraschen zu lassen und vielleicht St.Gallen zu überraschen. Anfang April trafen sich die Teilnehmer und Dozenten des Seminars zum ersten Mal, zum letzten Mal allerdings in einem Seminarraum der Universität. Unter ihrem Betonwürfel scheint die HSG auf dem Rosenberg Stellung zu halten, relativ unangefochten vom urbanen Treiben – keine gute Basis für die Erkundung städtischer Räume.

Unten in der Stadt aber gibt es keine Dependance der Uni, keinen fixen Anlaufpunkt. Wir beschlossen daher, es wie das fahrende Volk zu halten: uns in städtischen Nischen temporär einzunisten und von diesen angeregt zu werden. In der Galerie Röllin liessen wir uns von den Arbeiten Stefan Maucks inspirieren. Im Ratssaal der Ortsbürgergemeinde trugen die Teilnehmer Photos und Skizzen möglicher Projekte zusammen. Im Foyer der Neuen Kunsthalle fand ein Workshop zur Stadttheorie statt. Im Redaktionsraum von Saiten wurden erste Forschungsergebnisse vorgestellt und diskutiert. Im KinoK fand die öffentliche Präsentation der Resultate statt. Und im Atelier für Sonderaufgaben fassten wir Eindrücke und Lehren des Seminars zusammen.

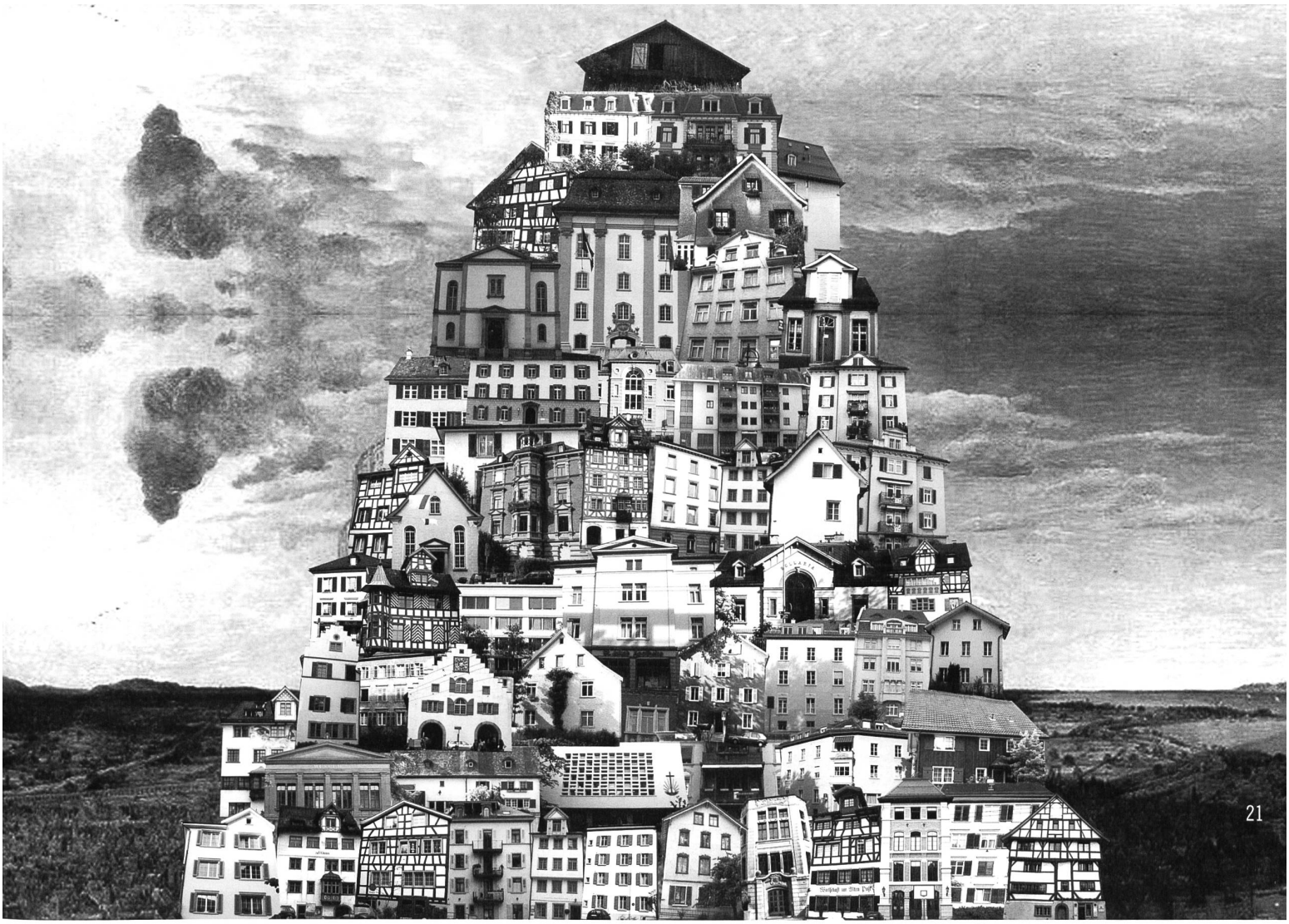
Die Essenz des Seminars lag allerdings zwischen den Seminarterminen, in der konkreten Auseinandersetzung der studentischen Teams mit städtischen Räumen in fünf ethnographisch angelegten Studien. Die Stadt lässt sich als ein offener Text verstehen, dessen Bedeutung in den Augen der Schreibenden und Lesenden entsteht. Er biegt und beugt sich in immer neuen Formen. Er enthält mehr als das, was in Stein und Mörtel als gebaute Geschichten vor uns steht, oder zumindest erzählen diese gebauten Geschichten in den Augen ihrer Betrachter immer neue Geschichten. Indem wir unsere Erkundungen festhalten und formulieren, schreiben wir die Stadt mit neuen Textbausteinen fort.

Lebensgeschichten, das Aufeinanderprallen von Interessen, kreatives Handeln, polizeiliche Ordnung, subversive Energie – für das Urbane als Text zählt, was zwischen den Zeilen gelesen wird, die Freiräume zwischen den gebauten Lettern der Stadt. Wie Italo Calvinos Marco Polo, der in den «Unsichtbaren Städten» in immer neuen Anläufen von Venedig berichtet, kommen wir der Vielschichtigkeit und Komplexität urbaner Räume dann nahe, wenn wir hingehen, schauen, lesen und noch nicht erzählte Geschichten schreiben.

Die Arbeiten der Studierenden zeichnen sich genau durch diese Unterschiedlichkeit der gewählten Perspektiven auf die Stadt aus: jedes studentische Team zeichnet ein anderes Bild der Stadt und doch befassen sie sich alle mit dem selben geographischen Ort, mit St.Gallen. Die Resultate des Seminars sind teils utopische Projekte, teils empirisch gestützte Konstruktionen des urbanen St.Gallens, zusammengefasst in der Broschüre «Cities and Creativity».

Neue Bausteine

Doch es trifft sich, dass du in Fillide bleibst und hier den Rest deiner Tage verbringst. Gar bald verblasst die Stadt vor deinen Augen, die



The Tower of St.Gallen. Collage: Sebastian Vadasz und Mia Zeltner.

Rosetten, die Statuen auf den Simsen, die Kuppeln vergehen. Wie alle anderen Einwohner von Fillide verfolgst du Zickzacklinien von einer Strasse zur anderen, unterscheidest Sonnen- und Schattengebiete, hier eine Tür, dort eine Treppe, eine Bank, wo du den Korb absetzen kannst, eine kleine Vertiefung, wo du mit dem Fuss hängenbleibst, wenn du nicht aufpasst. Der ganze Rest der Stadt ist unsichtbar.

Die erste Arbeit widmet sich dem Sinn und Zweck städtebaulicher Utopien. «Können wir in den urbanen Räumen St.Gallens Funken unserer individuellen Wunschträume wieder finden?», fragten sich Sebastiaan Vadasz und Mia Zeltner. Ihr Augenmerk richteten sie auf Fassaden, die sowohl die Aussenhüllen der Gebäude wie die Innenwände des öffentlichen Raumes bilden. In einer Anspielung auf den Turmbau zu Babel kombinierten sie die schillerndsten in einem Bild zu einem unbekannten, utopischen St.Gallen. Aber kann es Schönheit ohne ihre Kehrseite geben? Besser als Worte könnten, vermittelt die Collage aufgetürmter Fassaden den schalen Beigeschmack utopischer Stadtplanung: die explizite oder implizite Ausmerzung des Hässlichen, der Andersartigkeit und damit des Abwechslungsreichtums, der urbane Räume zu kreativen Orten macht.
Ebenfalls mit einer utopischen Dimension befasst sich eine Arbeit zur Metzgergasse. Die Gasse, durch welche die HSGler in die Stadt gelangen, betrachten Marion Heimgartner und Lamis Elfarra als Bühne des Alltags. Die Vielfältigkeit der Stücke, die hier gespielt werden, bleibt unsichtbar, wenn man nicht verweilt und schaut. Die beiden Autorinnen sprachen mit Gewerbetreibenden, Bewohnern und Passanten und fragen sich in theatralen Skizzen, wie der Strassenraum neu geordnet werden könnte. Die Metzgergasse sei einer der wirklich urbanen Räume in St.Gallen, schreiben sie. Und schlagen vor: Sich nicht an die Gesichtslosigkeit der übrigen Gassen anpassen, sondern Identität aus der Vielschichtigkeit des Ortes gewinnen.
Die Frage nach Identität stellt sich ebenfalls, wenn auch in veränderter Form, in einer Arbeit zu Netzwerken verschiedener ethnischer Minderheiten in St.Gallen. Die Untersuchung der meist familiengeführten fremdländischen Restaurants und Imbisse zeigt, welch hoher Stellenwert diesen für die Identitätsbildung ethnischer Minderheiten in St.Gallen zukommt. Die Restaurants werden somit zu wichtigen Knotenpunkten kultureller Netzwerke, nicht nur unter den Immigranten selbst, sondern auch zwischen den alteingesessenen St.Gallern und den kurdischen, griechischen oder asiatischen Minderheiten der Stadt. Kreative Orte: In Oszkar Partos', Marco Heyers und Andrew Perrys Text wird einmal mehr deutlich, wie sehr eine lebendige Stadt von der Gleichzeitigkeit des Verschiedenen und von Orten ihres Zusammentreffens abhängt. St.Gallen ist genauso das Zuhause der Kebabs und Frühlingsrollen wie der Olma-Bratwurst.
Dass eine prekäre Verwandtschaft zwischen Minderheit und Minderwertigkeit in Teilen der allgemeinen Wahrnehmung existiert, zeigt die nächste Arbeit, die sich mit dem Minderwertigen befasst: St.Gallens Abfall. Robert Ruttmann problematisiert die Zusammenhänge von «Sauberkeit», «Gesundheit», «Sicherheit» und «Ordnung» in der Wahrnehmung der lokalen Bevölkerung. Zum einen seien Probleme der Hygiene und öffentlichen Ordnung eng mit der Geschichte der Stadt verbunden. Zum anderen hätten diese Begriffe eine eminent politische Bedeutung. So wurden die Begriffe «Schmutz» und «Dreck» in den Gesprächen des Autors mit einzelnen Passantinnen und Passanten auf soziale Randgruppen angewandt. Aus den Augen, aus dem Sinn? Über den materiellen Abfall hinaus codiert die Metapher des Mülls Sichtweisen auf urbane Räume – inbesondere die Frage, was die Gemeinschaft wertschätzt (und behält) und was nicht: was zu entfernen ist.
Die Arbeit von Guillemette Kerr und Andrej Antol dreht sich ebenfalls um die Ordnung des urbanen Raumes. Auch hier wird die Frage

Stadt St.Gallen
Sportamt

Badespass
Fitness und Wohlbefinden

HALLENBAD UND SAUNA
BLUMENWIES
ST. GALLEN

VISIONAL

BARATELLA
Franco Marchesoni
Täglich frische, hausgemachte
Eier-Nudeln, Spinat-Nudeln, Spaghettini,
Lasagne und Ravioli

Unterer Graben 20, St.Gallen, Telefon 071 222 60 33

Wer braucht eine linke Zeitung?

Die WOZ, die Zentrumskultur, die Kultur der Peripherie
Podiumsdiskussion in den Büros der «Saiten»-Redaktion,
Oberer Graben 38, St.Gallen
Donnerstag, 6. Oktober 2005, 20 Uhr

Mit: Ruth Schweikert (Schriftstellerin), Sabina Brunnschweiler (Redaktorin des Ostschweizer Kulturmagazins «Saiten»), Giovanni Carmine (freier Kurator) und Edith Krebs (WOZ-Kulturredaktorin)
Moderation: Marcel Elsener (Redaktor St. Galler Tagblatt)

Die WOZ stellt Grundsatzfragen und sucht die Debatte mit ihren LeserInnen: Welche Kultur soll in einer unabhängigen linken Zeitung stattfinden? Die des Zentrums, der grossen Mehrheit? Oder sollte vielmehr die Kultur der Peripherie und der Minderheiten gestärkt werden? Was heisst das überhaupt? Wie steht es in der WOZ damit? Was erwarten Kulturschaffende und KulturkonsumentInnen, und wie geht eine linke Zeitung mit diesen Erwartungen um?

PRO WOZ FÖRDERVEREIN

saiten

nach dem Ungeliebten gestellt: dem automobilen Verkehr. Die Annahme, dass St.Gallerinnen und St.Galler die Verkehrssituation in ihrer Stadt als problematisch einstufen, wird widerlegt. Der Text zeichnet ein überraschend harmonisches Bild von der Koexistenz der verschiedenen Verkehrsteilnehmer. Offenbar haben verkehrstechnische Massnahmen die Inanspruchnahme des öffentlichen Raumes durch verschiedene Nutzungsgruppen massiv verbessert. Zudem scheinen die Fronten zwischen den unterschiedlichen Verkehrsteilnehmern weniger verhärtet zu sein als ursprünglich angenommen. Also keine verkehrstechnische Dystopie, in der die Verhältnisse zwischen Fussgängern und Automobilisten der puren physischen Kraft der letzteren unterworfen sind, sondern eine konfliktlose Ordnung im öffentlichen Raum. Auch das gehört zu den Geschichten der unsichtbaren Stadt.

Heterotopien

Fillide ist ein Raum, wo Wegstrecken zwischen Punkten verzeichnet werden, die im Leeren hängen, der kürzeste Weg, um zur Markise jenes Kaufmanns zu gelangen und dabei die Tür jenes Gläubigers zu vermeiden. Deine Schritte gehen nicht dem nach, was ausserhalb der Augen, sondern was in ihnen ist, begraben und gelöscht: Wenn von zwei Laubengängen dir einer immer noch heiterer erscheint, so ist das, weil durch ihn vor dreissig Jahren ein Mädchen mit weiten gestickten Ärmeln ging, oder auch nur, weil er zu einer gewissen Stunde ein Licht bekommt wie jener andere, von dem du nicht mehr weisst, wo er war.

Abstrakt argumentiert resultieren aus der Auseinandersetzung zwischen Universtiät und Stadt im Fall des Gelingens Zustände, die der Vorstellung einer Heterotopie nahekommen. Hinter dem Begriff, vom französische Philosoph Michel Foucault in seinem Essay «Des espaces autres» formuliert, verbergen sich Räume, die Umsetzungen anderer gesellschaftlicher Wirklichkeiten in sich tragen. Anders als Utopien, die Wunschbilder in einen Nicht-Ort oder die Zukunft projizieren, sind Heterotopien reale Orte, in denen, meist für nur kurze Zeit, das andere einer Gesellschaft seinen Platz findet. Heterotopien sind für die Entwicklung und die Imaginationskraft einer Gesellschaft unabdingbar, denn sie beherbergen nicht nur die verdammten Komplementäre einer Gesellschaft, sondern auch ihre grossen Abenteuer. Foucault argumentiert, dass keine lebendige Organisation ohne diese Heterotopien existieren kann. In diesem Sinne könnte auch die temporäre Nutzung verschiedener urbaner Nischen durch unser Seminar verstanden werden als Experimentierfelder des akademischen Denkens, in denen neue Möglichkeiten entstehen. Nicht in einfacher Opposition zum Gegebenen, sondern das Bestehende umformulierend, gemischten Nutzungen zuführend.

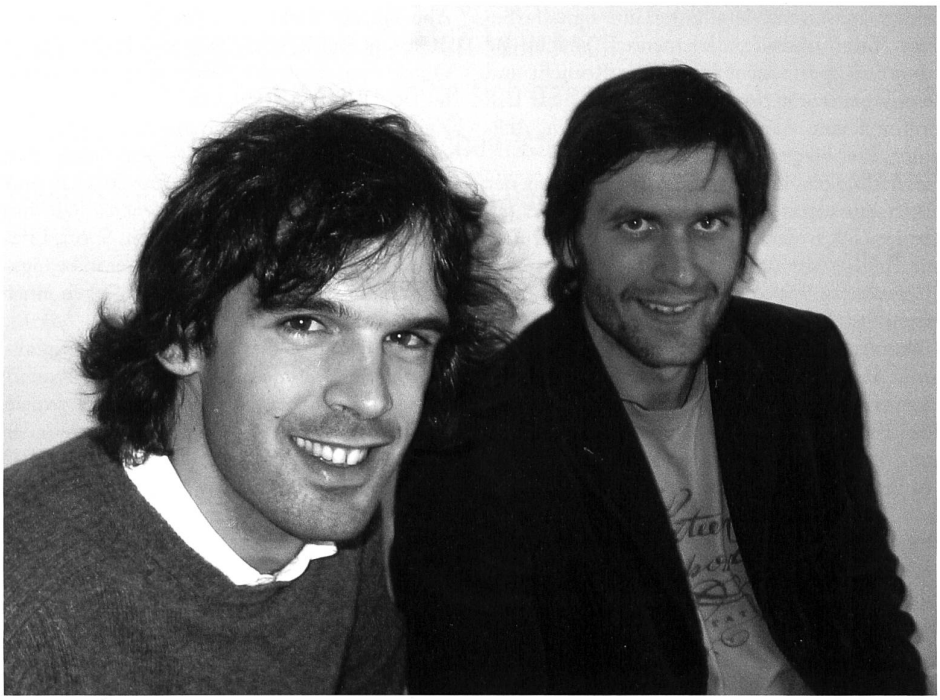
Derzeit ist ein weiters Projekt der Universität in Vorbereitung, das sich mit utopischen Denken befasst und gleichzeitig die Stadt als heterotopischen Ort nutzt. Wieder werden Orte in der Stadt durch Aktivitäten der Universität besetzt: Die Tonhalle St.Gallen und die angrenzenden Kantonsschule werden Mitte Oktober zu den Brennpunkten universitärer Aktivität. 850 neue HSGler – davon die meisten «neue St.Galler» – werden im Rahmen ihrer ersten Studienwoche Mitte Oktober Wunschbilder einer urbanen Gesellschaft der Zukunft entwerfen und bauen. Unter der Leitung des Architekten Daniel Libeskind widmen sich die Studierenden der Konzeption und gestalterische Umsetzung einer fiktiven Schweizer Stadt: FuturoPolis.

Für die Erarbeitung und Umsetzung ihrer Wunschbilder werden sich die Studierenden in 70 Gruppen durch der Stadt St.Gallen bewegen, sich dort ihre Materialien und Inspirationen beschaffen, die anschliessend gestalterisch umgesetzt werden. Die Ergebnisse der studentischen Arbeiten – 70 gebaute Geschichten einer Stadt der Zukunft – werden in der Tonhalle und im Kunstmuseum ausgestellt. Verbunden damit richten Stadt und Universität gemeinsam die Gallusfeier zum Thema «Netzwerk Stadt» aus.

Stadt und Universität sollten sich also überraschen lassen: von urbanen Interventionen, von mannigfaltigen unsichtbaren Städten in der Stadt St.Gallen, die wir finden oder herstellen, nur um sie wieder zu verlassen – aber nicht ohne über sie zu berichten.

Millionen Augen heben sich zu Fenstern, Brücken, Kapernbüschen, und das ist, als überflögen sie ein weisses Blatt. Viele sind der Städte wie Fillide, sie entziehen sich den Blicken, oder du überrascht sie.

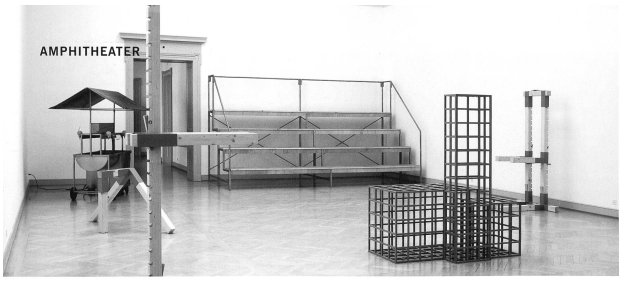
Unten in der Stadt aber gibt es keine Dependance der Uni, keinen fixen Anlaufpunkt. Wir beschlossen daher, es wie das fahrende Volk zu halten: uns in städtischen Nischen temporär einzunisten und von diesen angeregt zu werden.

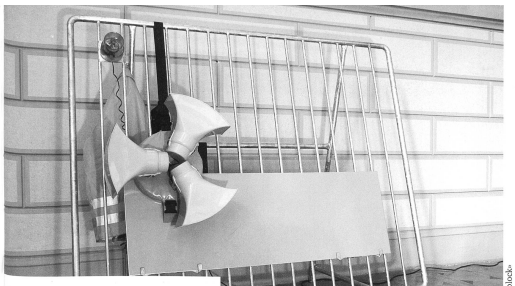


Kursive Auszüge aus: Italo Calvino, Unsichtbare Städte

Timon Beyes, 1973, rechts im Bild, ist HSG-Dozent und beschäftigt sich mit soziologischen Fragen zu Organisationen und zu städtischem Raum – und mit der Vorbereitung der Startwoche. **Christoph Michels,** 1975, hat an der ETH Architektur studiert, schreibt gegenwärtig seine Dissertation zum Thema Stadt und Unternehmertum am HSG-Lehrstuhl für Organisationspsychologie – und arbeitet ebenfalls an der Startwoche.

Die Arbeiten zu «Cities and Creativity» können als Broschüre bezogen werden über cpl@unisg.ch. Auf www.opsy.unisg.ch bzw. www.cpl.unisg.ch stehen sie zum Download bereit. Die Ausstellung «FutoroPolis» ist am 22. und 23. Oktober in der Tonhalle und vom 27. Oktober bis 20. November im Kunstmuseum St.Gallen zu sehen. Di-Fr, 10-12 und 14-17 Uhr, Mi bis 20 Uhr. Sa und So 10-17 Uhr.





«Banks» (1) und «Roadblock»

DEMOKRATIE UND ROADBLOCK

Im Kunstmuseum St.Gallen macht Fabrice Gygi den staatlichen Umgang mit dem öffentlichen Raum zum Thema. Anhand von Strassensperren oder Wahlbüros konfrontiert er die Besucher mit der Ästhetik der Ausgrenzung. Ein möglicher Befund: Die Meinungsfreiheit ist sistiert, die Demokratie ausgesetzt.

von Konrad Bitterli

Strassensperren – ihnen begegnen wir täglich beim Passieren von Baustellen, sie sind Teil der öffentlichen Infrastrukturen. Strassensperren dienen indes auch dazu, Menschen auszusperren, den freien Zugang zu einem Ort zu unterbinden. Ob simple Strassen- oder mächtige Panzersperren – sie sind uns dank global vernetzter Medien vertraut.

Die Gipfeltreffen der G-7 und G-8-Staaten in Genua oder Evian, das World Economic Forum in Davos: Auch wenn die Orte wechseln, die Bilder bleiben dieselben. Auf der einen Seite der Gitterschranken Hände schüttelnde, lächelnde Staatsmänner oder «zwanglos» inszenierte Gruppenfotos vor malerischer Kulisse. Hinter Kontrollschleusen und Maschendraht treffen sich die Mächtigen dieser Welt zum Stelldichein, um ihre politische und ökonomische Agenda abzustimmen. Gipfeltreffen dienen so der sichtbaren Demonstration politischer und ökonomischer Macht.

Allerdings erfassen die Medien auch die andere Seite der Sperren: Die von den Entscheidungen der Mächtigen ausgeschlossenen Menschen, die sich öffentlich und zuweilen gewalttätig zur Wehr setzen. Das alles geschieht nicht nur an den bekannten Brennpunkten internationaler Politik, es passiert auch bei uns. Seit den achtziger Jahren, als Zürich noch «brannte», spätestens aber seit den Auseinandersetzungen um den Wegweisungsartikel in der Stadt St.Gallen ist auch hierzulande der öffentliche Raum zunehmend zur kontrollierten bzw. gesicherten Zone geworden. Und bei all diesen Ereignissen produziert der Polizei- und Sicherheitsapparat als visuelles Nebenprodukt seine eigene Bildsprache, gewissermassen eine Ästhetik der Kontrolle, der Ausgrenzung, aber auch der potentiellen Unterdrückung.

Am eigenen Leib

«Roadblock» lautet der Titel einer Arbeit des 1965 in Genf geborenen Fabrice Gygi, der zurzeit im Kunstmuseum St.Gallen mit einer umfangreichen Ausstellung zu Gast ist. Seine «Strassensperre» blockiert den Zugang ins Obergeschoss des Museums. Bestehend aus einem massiven Metallgitter mit signalfarbener Tafel und Textilelementen, macht sie durch ein permanent kreisendes Rotlicht und einen penetrant rhythmischen Sound auf sich aufmerksam. Als wolle sie signalisieren: Achtung, hier beginnt die Gefahrenzone!

«Roadblock» besetzt den Übergang von der Welt künstlerischer Idyllen und Weltfluchten in die Welt realer Bedrohungen, in die sozialen und gesellschaftlichen Problemzonen der Gegenwart. Wie kein Zweiter hat Gygi es verstanden, die bedrohliche wie faszinierende Bildwelt von Kontrolle und Ausgrenzung aufzugreifen und mit den Traditionen der Kunst zu verbinden, mit der Postminimal Art sowie der Performance und Body Art der sechziger und siebziger Jahre. Damit erweitert er deren formale Recherchen um entscheidende gesellschaftspolitische oder soziologische Fragestellungen.

Souverän übersetzt Gigy die Skulpturtraditionen in die Gegenwart, indem er sie mit explosiven Inhalten «auflädt». Das erstaunt kaum bei einem, der in den achtziger Jahren in der Hausbesetzer- und Autonomenszene Genfs sozialisiert wurde und die Mechanismen der Macht gleichsam «am eigenen Leib» erfahren hat.

Arena der Grausamkeiten

Die inhaltliche Aufladung wird im mächtigen Oberlichtsaal in seiner Widersprüchlichkeit zwischen Spektakel und Abscheu unmittelbar erfahrbar. Hier breitet sich ein euphemistisch mit «Bancs» betiteltes Werkensemble aus: Objekte aus Holz und Metall, die einen evidenten Bezug zum Körperlichen aufweisen. Als ob es sich um Figurinen in qualvoll verdrehten Positionen bei heftigsten Körperübungen handelt. Die Assoziationen an schweisstreibende Sportgymnastik, an trendige Fitnessprogramme, aber auch an brachiales Foltergerät sind nicht zu unterdrücken. Die Erinnerung an Bilder aus dem Gefängnis von Abu Ghraib wirkt allzu frisch, als dass man diese auf den ersten Blick so unscheinbaren Objekte aus neutraler Warte betrachten könnte.

Zugleich zeichnen sie sich durch einen helvetischen Hang zur technischen Perfektion und zur guten Form aus. Gygis Strukturen sind indes raffiniert «gebrochen», genauso wie ihre unappetitlich wirkende Farbigkeit. Sport, Lifestyle und Design verbinden sich hier in beängstigender Weise mit den Grausamkeiten einer Welt, die wir gerne verdrängen.

Gygi verwandelt den Ausstellungsraum geradewegs in eine antike Arena mit Zuschauertribüne und Beobachtungsturm. Und wie in einem römischen Amphitheater kann jeder Besucher bequem sitzend der stillen Qual der Dinge beiwohnen – aus sicherer Distanz. Hier gerät die Marter zur theatralischen Inszenierung und dient der Belustigung einer Gesellschaft, die weiterhin unverdrossen nach Brot und Spielen lechzt. Und sollte sich dabei doch jemand die Hände schmutzig machen, steht eine Waschstelle mit rosa Seifenspendern parat.

Moment des Provisorischen

Neben martialischen Werken finden sich auch Installationen, welche den öffentlichen Raum und dessen Funktion für die heutige, ebenso mobile wie multioptionale Gesellschaft thematisieren: «Waschstelle», «Zeltbar» oder «Podium» – Orte der Interaktion, des Austausches und des Zusammenkommens, in früheren Epochen das Zentrum urbaner Siedlungsstrukturen. Im Falle des «local de vote», 2001, wird gar eine urdemokratische Institution in eine hintersinnige Skulptur übersetzt: das Wahllokal. Dieses besteht aus einer transparenten Wahlurne auf einem Tisch inklusive Fahnenstange und Sitzbank, aus einer Wahlkabine, verschiedenen Absperrungen sowie Plakatwänden.

Gygis Wahlbüro ist als bewegliches Ensemble konzipiert und könnte überall aufgestellt werden – zum Beispiel als freundeidgenössischer Beitrag zu demokratischen Wahlen in irgendwelchen OSZE-Staaten. Allerdings fällt die Interpretation des Werkes je nach zeitlichem bzw. örtlichem Kontext unterschiedlich aus. Erstmals gezeigt in New York, wurde «local de vote» im Nachgang zu den US-amerikanischen Präsidentschaftswahlen prompt als Kommentar zu den «gestohlenen Wahlen» von George W. Bush interpretiert. Im Kunstmuseum St.Gallen hingegen wirkt das gleiche Wahlbüro offen und einladend, wie es sich für die helvetische Demokratie geziemt. Wenn da nur nicht die von der Decke hängenden «Bombe»-Lampen und die im Vorraum platzierten «Panzersperren» wären. Das Werk lässt sich indes auch wie im Genfer Musée d'art moderne et contemporain zusammenstellen. Sein Inventar schien dort, bereit für den nächsten «realen» Einsatz, im musealen Raum zwischengelagert.

Den Moment des Provisorischen betonend, liess diese Konstellation eine Welt anklingen, in der permanente Mobilität im Sinne weltweiter Flucht- und Migrationsbewegungen zur gesellschaftlichen Herausforderung wird. Oder sie liesse sich als wirkmächtige Metapher interpretieren für eine Gesellschaft, in der die freie Meinungsäusserung sistiert worden ist, für eine gleichsam ausgesetzte Demokratie. Wie auch immer, Gygis Werke reflektieren in ihrer physischen Heftigkeit und ihrem metaphorischen Potential in grundlegender Weise den prekären Zustand einer Welt, in der trotz massiver Sicherheitsapparate die existentielle Unsicherheit zum permanenten Begleiter menschlichen Tuns geworden ist.

> Bei Gygi gerät die Marter zur theatralischen Inszenierung und dient der Belustigung einer Gesellschaft, die weiterhin unverdrossen nach Brot und Spielen lechzt. Und sollte sich dabei doch jemand die Hände schmutzig machen, steht eine Waschstelle mit rosa Seifenspendern parat.

Konrad Bitterli, 1960, organisierte als Kurator am Kunstmuseum St.Gallen die Ausstellung von Fabrice Gygi.

Kunstmuseum St.Gallen, bis 13. November. Di–Fr, 10–12 und 14–17 Uhr, Mi bis 20 Uhr, Sa und So 10–17 Uhr. Zur Ausstellung erschien im Verlag JRP/Ringier eine umfangreiche Publikation.

DIE WEGWEISUNG KOMMT AM 1. JANUAR 2006 – UND BALD AUCH IN ZÜRICH?

Von Bern über St.Gallen hat die Diskussion um einen Wegweisungsartikel nun auch Zürich erreicht: Diesen Sommer hat der Kanton ein Gesetz vorgelegt, das die bislang in einer Generalklausel festgelegten Aufgaben der Polizei genau umschreibt – und dieses gleich auch mit «Zwangsmitteln des Zeitgeistes» ergänzt, wie es Viktor Györffy von den Demokratischen Juristen ausdrückt. So können Personen von einem Ort weggewiesen oder ferngehalten werden, wenn sie «die öffentliche Sicherheit und Ordnung oder Dritte gefährden» oder «durch ihr Verhalten beim Publikum, namentlich bei Passanten, Anwohnern oder Geschäftsinhabern, begründet Anstoss oder Furcht bewirken.» Mit diesen Ausführungen sei der Artikel «zwar übler, dafür aber auch offener und ehrlicher formuliert als in St.Gallen», meint Györffy.

Anders sieht dies Heinz Klaus, Sekretär des Departements für Soziales und Sicherheit in St.Gallen. «Mit Genugtuung» habe er den Zürcher Entwurf gelesen, der hiesige Artikel sei klarer gefasst: Nicht das Verhalten gegenüber dem Publikum zähle bei der Anwendung der Präventivmassnahme, sondern der begründete Verdacht, dass jemand die öffentliche Ruhe stören könnte. Nach der Annahme durch das Stimmvolk am 5. Juni und der juristischen Überprüfung durch den Kanton kann der Stadtrat das neue Polizeireglement in Kraft setzen. «Verschiedene Kriterien sprechen für eine Einführung auf den 1. Januar 2006», sagt Klaus. Sämtliche Uniformträger müssen im November auf alle Fälle büffeln – in Schulungen soll eine «unité de doctrine» vermittelt werden. Die Wegweisung soll «zurückhaltend, nur bei offensichtlicher Gefährdung» eingesetzt werden.

Dass Nachhilfe Not tut, zeigte sich am 7. September am St.Galler Hauptbahnhof. Sofern Personen unter Drogeneinfluss die Ruhe stören, können sie bereits nach geltendem Recht weggewiesen werden. Nachdem einige unauffällige Punks einem Ultimatum, den Platz in fünf Minuten zu verlassen, nicht nachgekommen waren, warf die Polizei sie gleich mit Handschellen gefesselt in den Kastenwagen. O-Ton des Einsatzleiters gegenüber einem von ihnen: «Dir hätte man die Handschellen besser schon früh im Leben angelegt.» Allgemein sei der Sommer ruhig verlaufen, sagt Andrea Schweizer von der Gassenarbeit. «Das lag aber vor allem am Regen.» Eine Änderung im Umgangston der Polizei hat sie nach der Abstimmung nicht festgestellt. «Die Verschärfungen im öffentlichen Raum laufen ja auch schon länger.»

Und laufen weiter und sich wohl bald ad absurdum: So hält der Zürcher Artikel in einem Zusatz fest, dass die Fernhaltung sinngemäss auch für Tiere und Sachen gilt. **(ks)**

WAFFEN FÜR DIE ISRAELIS, KINDER-T-SHIRTS FÜR DIE PALÄSTINENSER

Zerstörtes Verwaltungsgebäude, das Yassir Arafat jeweils als Aufenthaltsort diente. Bei der Bombardierung im Jahr 2002 starben 13 Menschen.

Vier Uhr morgens, Anruf von der Sicherheitsbeauftragten: israelische Soldaten sind nach Nablus eingedrungen. Auf der Suche nach palästinensischen Kämpfern.

Hinein ins Zimmer, das am weitesten von der Strasse entfernt ist. Die Anweisungen für diesen Fall, bereits am Tag der Ankunft eingebleut, sind klar: Weg vom Fenster, Licht aus! Minuten später rollen draussen Panzer vorbei. Schüsse fallen.

Die erste Erfahrung mit israelischen Soldaten liegt eine halbe Woche zurück. Wir waren auf dem Weg von Jerusalem nach Nablus. Unser Taxifahrer Yahia war der erste, der wusste, wohin unsere Reise tatsächlich führt. Allen anderen mussten wir vorbereitete Lügen auftischen, um unsere Einreise nach Israel zu rechtfertigen. Am Checkpoint Huwara bei Nablus gab es für Yahia kein Durchkommen. Wir mussten zu Fuss auf die andere Seite. Schwer bewaffnete Soldaten kontrollierten unsere Pässe. Als wir weitergingen, zwinkerte mir ein Mann zu und sagte: «Welcome to Nablus City.»

Wer keine Bewilligung hat, kommt nicht an den israelischen Checkpoints vorbei ins Westjordanland. Der Bewegungsradius ist somit die Fläche der Stadt. Wie treffen Ibrahim, ein Mitglied der Taek-Wan-Doo-Nationalmannschaft, der nie mit an Wettkämpfe fahren kann, weil er keine ID hat. Eine ID könnte er nur in Israel beantragen, aber dafür müsste er durch den Checkpoint, und da kommt er ohne ID nicht durch.

Immerhin setze er sich so der Gefahr und den Schikanen, die am Checkpoint auf die Palästinenser lauerten, nicht aus, sagt er. Mira erzählt uns von ihrem Studienkollegen, der einige Tage zuvor so lange an der brennenden Sonne stehen gelassen worden sei, bis er kollabiert sei. Als ihn ein Taxifahrer nach Stunden doch noch ins Krankenhaus gebracht habe, sei er nicht mehr zu retten gewesen. «Er ist der 46. tote Student der An-Najah Universität in Nablus seit Ausbruch der zweiten Intifada», sagt Mira.

Muntheers Brief

Zusammen mit 25 anderen Ausländern arbeite ich im Flüchtlingslager New Askar in Nablus. Im Rahmen eines Sommercamps, organisiert von einer palästinensischen NGO, arbeiten wir mit 250 Kindern: Wir basteln. Spielen Fussball, Theater.

Im Flüchtlingslager leben Menschen, die vor 1948 im Gebiet des heutigen Israel lebten und vertrieben wurden. Heute leben hier rund 15'000 Menschen auf engstem Raum unter schlechten Bedingungen zusammen. Am Strassenrand stehen alte Autos und Wellblechwände, zum Schutz vor Schüssen der israelischen Armee und jüdischer Siedler, die nur wenige Kilometer entfernt wohnen. Dass dieser Schutz gebraucht wird, zeigen die unzähligen Schusslöcher in den Häusern. Muntheer, ein elf Jahre alter Knabe, schreibt mir einen Brief. Sein Englisch ist schlecht. Zwei Sätze aber kennt er wie alle Kinder in New Askar. Er schreibt: «People in the refugee camp are suffering», und «we got aid from the USA». Letzteres kennt er von den T-Shirts, die viele Kinder tragen und die von USAid gestiftet wurden. Waffen für die Israelis, Kinder-T-Shirts für die Palästinenser.

Der Kinderspielplatz im Flüchtlingslager wurde zum Friedhof umfunktioniert, nachdem 2002 eine Bombe sechs Menschen getötet hatte.

Die Kinder freuen sich, auch wenn sie uns – die ausländischen Studentinnen und Studenten – nicht so richtig einordnen können: Wir kommen aus einer Welt, die sie nicht kennen. Der mitgereiste Professor aus Südkorea ist Exot: Dass es Menschen solcher Hautfarbe gibt, wussten die Kinder nicht. Als ich einmal erkläre, ich sei Christin, verstehen die 12-jährigen nicht, wovon ich spreche. Für sie gibt es Juden und Muslime. Einer versuchte zu erklären: «Das heisst, dass sie Ausländerin ist!»

Fast alle Kinder haben Verwandte verloren oder Geschwister, die lange Gefängnisstrafen absitzen. Sie alle können sich kaum länger als einige Minuten konzentrieren: Sie sind es nicht gewohnt, dass jemand mit ihnen arbeitet. Die meisten von ihnen werden sowieso mit etwa 15 Jah-

Die beiden Palästinenserinnen Ala und Rawan auf dem Berg Gorizim mit Blick über Nablus. Im Hintergrund der Berg Elal mit einer israelischen Militärstation.

ren die Schule beenden und sich um ihre jüngeren Geschwister kümmern. Fragt man sie, was sie später werden möchten, antworten alle, gar alle «Lehrer». Der einzige Beruf, den sie kennen.

Fawaz' Brille

Nach der Arbeit erkunden wir Nablus. Weit können uns unsere palästinensischen Freunde nicht führen. Sie müssten sich an den Checkpoints erklären. So unternehmen wir auch unseren Besuch im Samariterdorf, nur etwa eine Viertelstunde von Nablus entfernt, ohne sie. Die Samariter – ein fast ausgestorbenes Volk, noch rund 300 gebe es von ihnen, erklärt einer – erwarten uns. Nach fünf Minuten müssen wir das Dorf allerdings wieder verlassen, die Besichtigungstour fällt aus. Die israelischen Soldaten, die uns am Checkpoint kontrollierten, haben ihre Meinung geändert. Der Befehl jetzt: Sofort zurück nach Nablus!

Fawaz, ein Mitarbeiter, trägt eine Brille, «seit ich als 15-Jähriger von israelischen Soldaten mit Maschinengewehren ins Gesicht geschlagen worden bin». Er arbeitet als Lehrer, obwohl er eigentlich studierter Agronom ist. Sein kleines Geschäft wurde während der Intifada zerstört. «Ich hasse es im Grunde, Lehrer zu sein», sagt er. «Aber immerhin habe ich überhaupt eine Arbeit.» Auch er hat schon viele Angehörige beerdigt, sagt, dass er mehr Freude unter der Erde habe als darauf.

Hunde mit Kameras. Panzer, die Häuser überrollen, in denen Menschen schlafen. Menschliche Schutzschilder. Soldaten, die in Häuser eindringen und, wenn sie nichts Verdächtiges finden, trotzdem alles zerstören. Es wäre schön, an dieser Stelle Geschichten von kleinen Freuden zu erzählen. Doch die Schweizer Studentin bekommt fast keine zu hören in diesen Wochen in Nablus.

Wir fahren zum Red Crescent, um mit den Ambulanzfahrern über ihre Arbeit zu reden. Das rote Kreuz bedeutet hier kaum Schutz: Immer wieder werden Sanitäter während der Arbeit erschossen. Psychologische Hilfe gebe es keine. «Wir müssen mit dem Horror selbst klar kommen», sagt einer. Abends sind wir bei Saed eingeladen, dem PR-Verantwortlichen der Uni. Nach drei Wochen unter Kindern, die noch nie von einem Land namens Schweiz gehört hatten, schwärmt er plötzlich vom Berner Oberland. «Das Paradies auf Erden!» Saed reiste 1990 im Rahmen eines Studentenprojekts durch die Schweiz. Aber auch bei Saed holt einen die Grausamkeit, die das Westjordanland umklammert, wieder ein. Vor kurzem wurde seine Mutter – eine Friedensaktivistin – von israelischen Soldaten erschossen.

Schüsse hören wir in Nablus Tag und Nacht. Wer auf einem Balkon steht, darf den Kopf nicht über das Geländer hinaus halten, weil sonst Gefahr droht, aus Versehen erschossen zu werden. Hier wird immer geschossen, nicht nur, wenn die Soldaten einmarschieren: Wenn geheiratet wird; wenn ein Freund des Bruders die Fahrprüfung bestanden hat; bei Geburtstagen. «Das ist nur eine Hochzeit», ist ein Standard-Beruhigungsspruch für Ausländer, wenn in direkter Nähe geschossen wird. Wir hören den Satz immer wieder.

Ursula Weber, 1982, aufgewachsen in St.Gallen, studiert Islamwissenschaften und Geschichte in Bern. Auf Einladung der palästinensischen Studentenorganisation Zajel lebte sie diesen Sommer einen Monat lang in Nablus im Westjordanland.

COMEDIA

Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen, Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

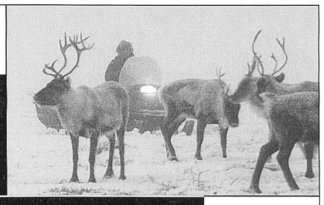
GÜNTER AMENDT ÜBER BOB DYLAN. HANS FÄSSLER ÜBER DIE SCHWEIZ IN SACHEN SKLAVEREI. MARJANE SATRAPI ÜBER IHRE KINDHEIT IM IRAN. DIE BÜCHER BEI UNS!

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps
und dem grossen Medienkatalog mit E-Shop!

KINOK

steamboy

näkkälä



10

top spot

the saddest music in the world

Cinema | www.kinok.ch | Grossackerstr. 3 | St.Gallen | Fon +41 071 245 80 68 | Bus N° 1 & 7 St.Fiden

FuturoPolis

Stadtvisionen von Daniel Libeskind
und 800 Studierenden
der Universität St.Gallen

26. 10. bis 13. 11.05
Kunstmuseum St.Gallen

Kunstverein St.Gallen
Universität St.Gallen

kunstmuseumsg.ch
startwoche.unisg.ch